

Sächsisch-Deutsche Volkszeitung

erschint täglich nach, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.
Bezugspreis: Vierteljahr 1 Mk. 50 Pf., ohne Postgebühren. Bei
außerordentlichen Verhältnissen 2. Zeitungsbetrieb. Einzelnummer 10 Pf.
Neuauflage-Preis: 11-12 Uhr.

Unabhängiges Tageblatt für Wahrheit, Recht u. Freiheit.

Inserate werden die Spaltenweise ober drei Raum in
15 Pf. berechnet, bei Wiederholung ermäßigter Rabatt.
Anzeigen, Redaktion und Geschäftsstelle: Dresden,
Wilhelms-Str. 43. — Fernsprecher Amt 1 Nr. 1366.

Ein neues Programm für Südwestafrika.

Endlich erfährt man in einem amtlichen Schriftstück, was die Regierung mit der südwestafrikanischen Kolonie zu tun gedenkt. Selbstverständlich soll und muß in erster Linie der Aufstand niedergeworfen werden. Darin ist man in ganz Deutschland einig, wenn man sich auch erkautet fragt: „Weshalb dauert es gar so lange?“ Aber bisher hat die Regierung nirgends verkünden lassen, welche Maßnahmen sie in der Kolonie vorzunehmen beabsichtigt. Graf Bülow hat wohl im Reichstage angekündigt, daß er das heutige Militärregiment durch ein Zivilregiment ersetzen wolle; aber damit ist natürlich der Kolonie noch lange kein neues Leben gegeben, wenn diese Umwandlung auch immerhin einen Fortschritt bedeutet.

In der amtlichen Denkschrift über die Entwicklung der Kolonie im Jahre 1903 findet sich nun ganz versteckt unter dem übrigen Material ein sehr ausführliches Programm für Südwestafrika, das von dem staatlichen Ansiedlungskommissar Dr. Nothbach aufgestellt worden ist, einem Manne, der seit Jahren in Südwestafrika lebt, die Kolonie kennt, aber eher diese zu rosig schildert als zu schwarz. Und doch lassen seine gesamten Darlegungen nur den einen Schluss zu, entweder muß Deutschland ungezählte Millionen in dieses Land stecken oder man muß dasselbe überhaupt liegen lassen; die heutige Art des „Fortwurstelns“ ist nicht mehr angängig. Das ist wenigstens klar und deutlich gesprochen und man hat jetzt ein amtliches Material, um sich entscheiden zu können.

In dem Briefe eines katholischen Feldgeistlichen, der bei unseren Truppen in Südwestafrika weilt, ist dieses Land als eine traurige und öde Wüste bezeichnet worden, auch frühere Kolonialbeamte haben sich ähnlich ausgesprochen. Die Ansiedlerdeputation, die bereits seit einem Jahre auf deutschen Boden weilt, entwarf allerdings ein günstigeres Bild. Nun sieht man aber aus dem amtlichen Berichte, daß die letzteren nicht die volle Wahrheit sagten. Natürlich ist es jetzt mit der Zeit des Vertuschens aus, nachdem Tausende von deutschen Soldaten das Land kennen und die Verhältnisse bei der Rückkehr eingehend schildern werden. Jetzt gesteht die amtliche Denkschrift offen ein, daß in der Kolonie ein ganz enormer Wassermangel herrscht, daß nach jedem Regen sich das Wasser sofort verflüchtigt und verdunstet, daß nur einige wenige Wasserlöcher vorhanden sind. Deshalb sei es jetzt die erste Aufgabe, für genügend Wasser zu sorgen. Wie schwer es aber halten wird, zeigt eine Statistik der Wasserbohrungen, die doch nur an relativ günstigen Orten stattfanden und trotzdem hat man 48 mal vergebens gebohrt und nur 27 mal mit Erfolg. Diese beiden Zahlen geben uns den durchschlagenden Beweis dafür, daß das Land nicht viel mehr wert ist als die Wüste Sahara! Auch dort gibt es wie in Deutsch-Südwestafrika einige Oasen. Nun soll die deutsche Regierung nach diesem Programm erst Unsummen ausgeben, um die Wasserfrage zu lösen; ja, dieses wird als prinzipielle Voraussetzung jeder Entwicklung der Kolonie bezeichnet.

Ist nun die Wasserfrage günstig geregelt, so soll Südwestafrika zu einem Viehexportland gemacht werden, das jährlich bis zu einer Million Stück Vieh auf den Weltmarkt

wirft. Dieses Zukunftsbild, das dem deutschen Viehzüchter Sorge bereiten könnte, stellt aber wieder ganz gewaltige Anforderungen an den Geldbeutel des deutschen Reiches. Nach dem Aufstand ist nahezu kein Vieh mehr in der Kolonie; deshalb soll es in großen Mengen aus Argentinien, Mexiko und Australien eingeführt werden. 5000 neue Großfarmen seien zu bilden, jede derselben müsse mindestens 500 bis 600 Stück Großvieh haben und all dies soll eingeführt werden.

Aber nicht nur an Vieh ist Mangel, sondern noch mehr an brauchbaren Kolonisten; deshalb sollen auch diese aus Deutschland eingeführt werden! Damit sie aber leichter dazu zu bewegen sind und auch bessere Elemente hingehen, muß dann das Reich wieder in den Beutel greifen. Für die Bewirtschaftung einer Farm seien mindestens 25 000 Mark nötig oder gar mehr! Hieron sollten der Ansiedler die Hälfte ausbringen und die andere Hälfte das Reich. Es handelt sich somit um eine Ausgabe von über 100 Millionen Mark, mit welchen wir das Land künstlich aufpumpen könnten! Ob das Reich daran nicht zu Grunde geht, ist eine andere Frage. Die aus Deutschland eingeführten Pferde sterben massenhaft dahin!

So also sieht das Kolonialprogramm aus! Wahrscheinlich, man muß sich an den Kopf greifen ob solcher Zumutungen an das Reich. Erst also soll für genügend Wasser gesorgt werden, dann für Vieh und Menschen und daraus soll sich etwas entwickeln. Unter solchen Umständen könnte man nahezu am Nordpol ein Viehexportland schaffen! Dieses Experiment ist zu teuer! Will man einmal 100 Millionen Mark für Viehzucht ausgeben, so lasse man sie im Lande und unterstütze unsere Mittel- und Kleinbauern damit; hier ist mehr geholfen und der Erfolg ist auch ein viel sicherer.

Was aber mit der Kolonie tun? Liegen lassen! Dieses Land wird doch nie etwas. Nach den Darlegungen in der amtlichen Denkschrift steht dies fest. Nach Beendigung des Aufstandes ziehe man alle Beamten und Truppen zurück! Unsere nationale Ehre wird hierdurch nicht beeinträchtigt! Ein Kaufmann, dessen Filiale sich nicht rentiert, besinnt sich seinen Augenblick, diese zu schließen und aufzugeben, seine kaufmännische Ehre erleidet darunter gar keine Einbuße! Auch andere Völker haben schon unfruchtbare Kolonien aufgegeben! Immer nur Geld hinauswerfen ohne Aussicht auf jeden Erfolg löst sich mit der nationalen Ehre auch nicht leicht vereinbaren, aber noch weniger mit der gebotenen Rücksichtnahme auf unsere Finanzen und die einheimischen Steuerzahler! Der Reichstag muß deshalb hier ein entscheidendes Wort sprechen!

Die Währung im Ruhrrevier.

Welschenkirchen, den 4. Januar 1905.

Wenn die Leser der „Sächs. Volksztg.“ diesen Artikel in Händen haben, ist die wichtige Entscheidung im Ruhrrevier bereits gefallen; Krieg oder Frieden bringt der 5. Januar. Es fragt sich, ob die Ruhrbergleute in einem allgemeinen Ausstand eintreten sollen oder nicht. So klein die Ursache ist, so groß würden die wirtschaftlichen Folgen sein. Der Osten der Erbitterung unter den Bergleuten ist bis an den Rand gefüllt; da genügt ein Tropfen, um ihn

zum Ueberlaufen zu bringen. Und der Tropfen hängt zitternd an der Decke und kann sich jede Sekunde lösen.

Die letzte Ursache der Gährung im Ruhrrevier ist an und für sich keine sehr große, es handelt sich um die Schichtzeit auf der Zeche „Bruchstraße“. Während bisher die G-fahrt der Belegschaft in die Grube auf dreiviertel Stun festgesetzt war, und die Ausfahrt auf eine halbe Stun. will die Zechenverwaltung die Ein- und Ausfahrten von 1. Februar ab auf je eine Stunde verlängern. Der Grund dafür besteht darin, daß die Belegschaft um einige Hundert Mann vermehrt worden ist, und daß die Förderseile die Fahrten nicht in kürzerer Zeit bewältigen kann. Es ist zu bemerken, daß die Ein- und Ausfahrten nach allgemeinem gesetzlichen Gebrauch in die Schichtzeiten nicht mit verrechnet werden. Das Opfer, das seitens der Zeche von der Belegschaft gefordert wird, ist also dieses Mehr an Zeit, für das da es nicht in die eigentliche Schichtzeit fällt, der Belegschaft auch keine Vergütung gewährt werden soll. Es handelt sich somit nur um eine Verlängerung der Arbeitszeit um ¼ Stunden. Allerdings muß man verwundert den Kopf schütteln, wie man gerade jetzt noch zu einer Verlängerung der Arbeitszeit greift. Wenn in diesen zugelegten ¼ Stunden der Bergmann auch nicht an der Arbeit steht, so bedeuten sie doch einen Verlust seiner freien Zeit, der um so härter wirken muß, als eine Entschädigung hierfür nicht gezahlt wird. Die definitive Antwort der Zechenverwaltung erfolgt am 5. Januar und von deren Inhalt hängt es ab, ob ein Streik ausbricht oder nicht.

Wie man sieht, ist an und für sich die letzte Ursache eine sehr geringe. Es würde den Vergleuten auch absolut nicht einfallen, wegen dieser einzigen Maßnahme irgend eine Aktion in Aussicht zu stellen. Aber das Maß der Erbitterung unter denselben ist sehr groß und wir fügen bei: mit Recht sehr groß. Es sind eine ganze Anzahl schwerwiegender Klagen, die sie vorbringen. So wirken die Folgen des Zechenlegens noch tief nach und zwar gerade unter dem alten Stamm von Vergleuten. Manche derselben, die früher nur eine kurze Strecke Weges bis zum Schacht zu gehen hatten, müssen nun eine Stunde Weges zurücklegen. Sie haben seinerzeit ein Häuschen gekauft, können natürlich jetzt dieses nicht loswerden und müssen in der weiten Entfernung wohnen. — Auch die Folgen der Wurmkrankheit tragen zur Erbitterung mit bei. Der Kohlausfall ist kein geringer und brachte manche Vergleute sehr zurück. Viele derselben sind in Schulden geraten, gingen den Abzahlungsgeheimnissen in die Rufe und kommen nun aus der Schuldenwirtschaft nicht heraus.

Unser ist statistisch nachgewiesen, daß in sehr vielen Fällen die Löhne nicht nur nicht gestiegen, sondern sogar gefallen sind. Die Einwanderung fremder Arbeiter hat in erster Linie diese unerwünschte Wirkung gehabt. Wohl gibt es besser situierte Vergleute, die bis zu 6 Mark pro Tag verdienen, aber recht viele bringen es bei allem Fleiß und aller Geschicklichkeit nur auf die Hälfte. Eine Familie aber mit 3 Mark Tageslohn über dem Wasser zu halten, das ist heutzutage einfach unmöglich, das muß offen ausgesprochen werden. Eine solche Entlohnung muß noch mehr erbittern, wenn die Vergleute die hohen Dividenden der Zechen sehen, wenn sie den beinahe wahnwitzigen Kampf um die Sibiria

Die Rute in der Erziehung.

Von R. Gehrner.

(Stadtschulverwalter.)

In den Elementarschulen, geschweige denn in den höheren Lehranstalten, wird noch von der Rute Gebrauch gemacht. Auch aus den Familien schwindet sie immer mehr und in den meisten besteht sie nur noch als ein Phantom. Das kommt nun nicht allein daher, daß unsere Pädagogik so gewaltige Fortschritte gemacht hat, und die Rute bei den heranwachsenden Geschlechtern weniger nötig ist, sondern hauptsächlich daher, daß die Eltern gegen eine solche „Wißhandlung“ ihrer Lieblinge ganz energisch Front machen.

In der guten alten Zeit war das doch ganz anders. Damals bildete die Rute in den Schulen und den höheren Bildungsanstalten das Hauptbeweismaterial, und hoch und niedrig mußte sich das gefallen lassen. Der königliche Prinz bekam sie ebenso gut zu spüren wie der schlichte, einfache Bürgersohn. Die Zuchtrente der alten Kirche ging in die Schule über und erhielt sich fast bis auf unsere Tage. Im ganzen Mittelalter stand sie in hoher Blüte und genoß allgemeines Ansehen. Allerdings Erasmus beklagt sich schon darüber und in seiner Schilderung des Gymnasiums von Montaigne hat er uns ein recht düsteres Bild von dem Leben in solchen Anstalten seiner Zeit entworfen. Auch Nabelais konnte sich mit der Rutenstrafe nicht recht befreunden. Der Vorsteher der genannten Schule war ihm ein Dorn im Auge, er nennt ihn sogar „Großprügelmeister der Schüler“. Solche Klagen finden sich jedoch sehr vereinzelt und rühren auch in der Regel von Leuten her, die in ihrer Jugend die Rute nicht oft und empfindlich genug zu kosten belamen. Dagegen finden sich zahlreiche Beispiele von hohen und geschicklichen bekannten Persönlichkeiten, die die Anwendung der Rute in Erinnerung ihrer, wenn auch nicht angenehmen, so doch heilsamen Wirkung recht eindrucklich empfahlen und ans Herz legten. Margarete von Valois, eine der ge-

bildetsten Frauen ihrer Zeit, die ein klassisches Latein sprach, versicherte in ihren Denkwürdigkeiten, daß sie das der strengen Behandlung seitens ihrer Lehrer zu verdanken habe. König Heinrich IV. von Frankreich hatte ebenfalls die Rute aus seiner Vergangenheit in guter Erinnerung bewahrt, und wollte sie an seinem Sohn, dem nachmaligen Ludwig XIII., nicht geipart wissen. Als er einst erfuhr, seine Lehrmeisterin habe ihm eine verdiente Strafe nicht angedeihen lassen, beklagte er sich bei ihr mit dem Bemerken, er habe aus eigener Erfahrung die Vortrefflichkeit dieser Methode einsehen lernen. „Denn“, fügte er hinzu, „in meinem Alter bin ich gründlich durchgepeitscht worden.“ Die Gouvernante soll sich das denn auch zu Herzen genommen haben. Auch als er bereits zum König proklamiert worden war, wurde die Rute noch nicht beiseite geschoben. Das Schicksal seines Bruders, des Herzogs von Orleans soll in dieser Hinsicht nicht besser gewesen sein. Seinem Lehrmeister wird nachgerühmt, daß er stets eine Rute nachtrug, von der er bei jeder passenden Gelegenheit Gebrauch machte.

Man bediente sich jedoch der Rute nicht, um Vergehen zu bestrafen, man wandte sie auch bei unschuldigen Kindern an, um sie vor Fehlstritten zu warnen. Der berühmte französische Kupferstecher Callot, von dem eine Anzahl Sittenbilder und phantastisch-humoristischer Darstellungen herrühren, führt auf einem Bilde eine Mutter vor, die ihr Kind im Angesichte eines Galgens, an dem gerade ein Verbrecher gehängt wurde, derart prügelte, daß eine ganze Schar von Kindern, die sich angesammelt hatten, die Flucht ergriff. Diese Szene soll nicht ohne Wirkung geblieben sein und sich bei jeder öffentlichen Hinrichtung wiederholt haben. Auf diese Weise wollte man den Kindern als heilsame Erinnerung die Bestrafung des Verbrechens einprägen.

Die Bildungsanstalt von Navarra besaß ein Stipendium des Königs von Frankreich, dessen Ertrag dazu bestimmt war, Ruten zu kaufen zwecks Ordnung in der Schule, in der hauptsächlich mit Beweismitteln a posteriori operiert wurde. Der Herzog du Boufflers wurde einst, als er

sein zweites Jahr in der Rhetorik bei den Jesuiten durchmachte und seinen Ordinarius mit Erben bewahrt, wobei sein Freund Marquis d'Argenson ihm solate, ganz tüchtig durchgeprügelt, so daß ihn sein Vater aus der Schule fortnahm. Bernier, der Verfasser des „Tableau de Paris“, erzählt ein Ereignis mit tragischem Ausgang: Man wollte einen Schüler von achtzehn Jahren durchprügeln. Doch seine Lehrer vermochten nichts gegen ihn, da ließ man einen robusten Mann kommen, der in der Auvergne geboren und von Stand ein Wasserträger war. Der Schüler zog kein Messer und nach langen Drohen verfecht er dem Wanne einen tödlichen Stich.

Wenn auch einmal ein junger Herr sich über die in dem Schulen übliche Behandlung gekränkt fühlte und seinen Vater zum Einschreiten bewog, so verurteilte das wohl einem großen Lärm, aber an der ganzen Sache, an der althergebrachten Gewohnheit vermochte es nichts zu ändern. Selbst Jean Jacques Rousseau gesteht, daß er in seiner Jugendzeit Bekanntschaft mit der Rute machte, die erit da aufhörte, als sein außergewöhnliches Talent sich zu entfalten und deutlich zu zeigen begann.

Doch wozu denn in die Ferne schweifen? Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, eine echt deutsche Natur, ein Mann mit dem besten Verstand und Gemüt, aber rauhen Aeußeren, war ein großer Freund der Ordnung und arbeitete mit unermüdetem Eifer an der Wohlfahrt seines Volkes. Um dieses zu fördern, glaubte er auch von der Rute Gebrauch machen zu müssen, und das tat er denn auch recht fleißig. Keiner war davor sicher, mit dem er in irgend einer Weise unzufrieden war. Diese Erfahrung machten seine eigenen Kinder nicht in letzter Linie. Der alte Friedrich wirkte wohl in seinen alten Tagen noch manches von der Strenge seines Vaters zu erzählen, der kein Mittel unversucht ließ, um ihn von leichtfertigen und unnützen Ländereien abzubringen und zu einem Soldaten zu machen, w eine gewisse Vorliebe für das Französische nicht neben konnte, so dürfte er ihm das Blütenpiel doch gründlich

Wegen des hohen Feiertages der Hl. Drei Könige erscheint die nächste Nummer erst Sonnabend, den 7. Januar, nachmittags.